

Francia – Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Bd. 40

2013

DOI: 10.11588/fr.2013.0.40961

Copyright

Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung - Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

ARNDT WEINRICH

»GROSSER KRIEG«, GROSSE URSACHEN?

Aktuelle Forschungen zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs

Die Frage nach den Ursachen bzw. der Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist ganz ohne Zweifel eine der, wenn nicht die meistdiskutierte Frage der europäischen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert und hat in den letzten annähernd einhundert Jahren Anlass zu einer schier unüberschaubaren Menge an Monographien, Sammelbänden, Quelleneditionen und anderen Diskussionsbeiträgen gegeben. Und auch wenn die international dominierende »neue« Kulturgeschichtsschreibung des Ersten Weltkriegs ihren Schwerpunkt eher in der Kriegs- und zuletzt auch Nachkriegszeit sieht und damit in den letzten zwanzig Jahren die lange Zeit vollkommen dominierende Kriegsursachenforschung etwas an den Rand gedrängt hat: der Wunsch zu verstehen, wie es möglich war, dass im Sommer 1914 ein allgemeiner Krieg anders als im Kontext der beiden Marokko-Krisen von 1905 und 1911, der bosnischen Annexionskrise (1908), der Balkan-Kriege (1912/13) und der Liman von Sanders-Krise (1913) – um hier nur die kanonischen »Meilensteine« auf dem Weg in die Katastrophe zu nennen – nicht vermieden werden konnte, erscheint ungebrochen groß. Und das nahende große »Jubiläum« von 2014 wird auch hier dynamisierend wirken bzw. wirkt bereits dynamisierend, wie die große Anzahl aktueller Publikationen zum Thema, von denen eine kleine Auswahl hier genauer besprochen werden soll, bezeugt¹.

Wie lässt sich dieses anhaltende Interesse an dieser Frage erklären, das weit über das hinausgeht, was Marc Bloch als die konstitutiv zur Arbeit des Historikers gehörende »Besessenheit von den Ursprüngen« bezeichnet hat und das sich selbst schon im Prozess der Historisierung befindet, man denke nur an die beeindruckende Literatur allein zur Fischer-Kontroverse? Offensichtlich war die politisch-moralische

1 Holger AFFLERBACH, David STEVENSON (Hg.), *An Improbable War? The Outbreak of World War I and European Political Culture before 1914*, Oxford (Berghahn Books) 2012, XIV–365 S., 2 Karten, 8 Abb., 6 Tab., ISBN 978-0-85745-310-5, GBP 25,00; Christopher CLARK, *The Sleepwalkers. How Europe went to War in 1914*, London (Allen Lane) 2012, XXIX–697 S., 36 Abb., 7 Karten, ISBN 978-0-7139-9942-6, GBP 30,00; Dieter HOFFMANN, *Der Sprung ins Dunkle oder wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde*, Leipzig (Militzke) 2010, 368 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-86189-827-6, EUR 29,90; William MULLIGAN, *The Origins of the First World War*, Cambridge (Cambridge University Press) 2010, VIII–256 S. (New Approaches to European History), ISBN 978-0-521-71394-8, USD 17,99; Michael S. NEIBERG, *Dance of the Furies. Europe and the Outbreak of World War I*, Cambridge (Harvard University Press) 2011, 292 S., ISBN 978-0-674-04954-3, EUR 27,00; Marina SOROKA, *Britain, Russia and the Road to the First World War. The Fateful Embassy of Count Aleksandr Benckendorff (1903–16)*, Farnham, Surrey (Ashgate Publishing) 2011, IX–312 S. (Birmingham Studies in First World War History), ISBN 978-1-4094-2246-4, GBP 65,00.

Relevanz der Kriegsschuldfrage hier lange Jahre ein wichtiger Faktor: die Fahndung nach dem oder den Schuldigen entsprach dem sozialpsychologischen Bedürfnis nach einer Erklärung für das »warum« des massenhaften Sterbens auf den Schlachtfeldern, legitimierte Reparationsforderungen bzw. ihre Ablehnung und allgemeiner gesprochen eine Nachkriegsordnung, die nicht nur zwischen Siegern und Besiegten, sondern auch, und das war neu, zwischen Schuldigen und Unschuldigen unterschied. Während diese Debatte Anfang der 1930er Jahre viel von ihrer Brisanz verloren und sich so etwas wie eine Mainstream-Meinung herauskristallisiert hatte, die sich mit der berühmten Formel David Lloyd Georges, alle Länder »slithered into the boiling cauldron of war«, paraphrasieren lässt², führte der Zweite Weltkrieg mittelfristig, dann aber umso nachhaltiger, und insbesondere im Anschluss an die Arbeiten von Fritz Fischer, zur Wiederentdeckung der deutschen Hauptverantwortung für den »Kriegsausbruch 1914 bzw. zur Neuverortung des Ersten Weltkriegs im Kontinuum der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, als deren Fluchtpunkt nunmehr bzw. zusehends die verbrecherische Kriegs- und Genozidpolitik des Dritten Reichs gesehen wurde. In der mit großer Emphase geführten Fischer-Kontroverse ging es daher mitnichten »nur« um die deutsche Kriegsschuld von 1914, sondern viel fundamentaler um die Rolle des Historikers in der Gesellschaft und das Geschichtsbild, das er vermitteln sollte. Der Angriff Fischers und weiterer (zumeist jüngerer) Kollegen auf die nationalkonservative Vorstellung, das deutsche Reich habe 1914 im Wesentlichen einen Verteidigungskrieg geführt, und ihre Betonung der vom Kaiserreich in den Nationalsozialismus führenden Kontinuitätslinien war primär der Angriff einer (jüngeren) Historikergeneration auf die unkritische Nationalgeschichtsschreibung des Establishments, das in den Jahren 1933–1945 keinesfalls mehr als einen »Betriebsunfall« der deutschen Geschichte zu sehen vermochte³. In der Sache sind Fischers Thesen nicht unwidersprochen geblieben, so wurden sehr zu recht die Fixierung auf das Deutsche Reich kritisiert, der problematische Schluss von Kriegszielen im Krieg (z. B. das berühmt-berüchtigte Septemberprogramm des Reichskanzlers Theobald von Bethmann-Hollweg) auf eine aggressive Kriegspolitik vor dem Krieg angegriffen, und betont, dass die deutsche Politik in der Julikrise keineswegs als zielgerichtet, sondern eher als improvisiert wenn nicht chaotisch verstanden werden müsse. Dennoch setzten sich Fischers Thesen von einer spezifisch deutschen Aggressions- und Expansionspolitik und der daraus folgenden deutschen Hauptschuld in den 1970er/1980er Jahren durch und entwickelten als wichtiges Element in der Argumentationskette der sozialgeschichtlichen Sonderwegs-These eine Deutungsmacht, die weit über die Fachöffentlichkeit hinausging und nach wie vor hinausgeht.

Zu einem definitiven Abschluss kam die Diskussion damit freilich nicht, und schon bald setzte im Kontext der kulturalistischen Wende eine Gegenbewegung ein, die die Wahrnehmung der deutschen Politik in der Julikrise entscheidend veränder-

2 Vgl. Annika MOMBAUER, *The Origins of the First World War. Controversies and Consensus*, London 2002, S. 105–113.

3 Vgl. z. B. Konrad H. JARAUSCH, *Der nationale Tabubruch. Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik in der Fischer-Kontroverse*, in: Martin SABROW, Ralph JESSEN, Klaus Große KRACHT (Hg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003, S. 20–40; vgl. auch das jüngst von Annika MOMBAUER herausgegebene Themenheft *The Fischer Controversy after 50 years*, in: *Journal of Contemporary History* 48/2 (2013), S. 231–417.

te, indem sie den subjektiven Erwartungshorizont deutscher Entscheidungsträger ernst nahm. Vor dem Hintergrund fatalistischer bzw. pessimistischer Zukunftserwartungen der militärischen wie zivilen Eliten erscheint die Vabanque-Politik der Reichsregierung im Juli 1914 seitdem als im Wesentlichen defensiv motiviert⁴. Der »Topos des unvermeidbaren Krieges«⁵ und das deutsche Einkreisungssyndrom, das seitdem – auch wenn es nach wie vor keine Monographie zu diesem wichtigen Thema gibt – in keiner Darstellung der Vorkriegsgeschichte fehlen darf⁶, führten in dieser Lesart zu der verhängnisvollen Bereitschaft, einen Krieg lieber früher zu führen als zu einem späteren Zeitpunkt, an dem man ihn angesichts des wachsenden industriellen und militärischen Potentials insbesondere Russlands unter ungleich schlechteren Bedingungen fürchten zu müssen. Dies war eine substantielle Nuancierung der Thesen Fischers, die als Revisionismus zu bezeichnen jedoch übertrieben wäre – dazu blieb (und bleibt) die kritische Sicht z.B. auf das deutsche Regierungshandeln mit seiner als erpresserisch beurteilten »Lokalisierungs«-Politik und die eskalierende Wirkung des Schlieffen-Plans für wichtige Protagonisten dieses Ansatzes wie Gerd Krumeich und Gerhard Hirschfeld zu verpflichtend.

Parallel zu diesen Entwicklungen kam die »Fischer-Orthodoxie« von anderer Seite unter Druck. Die Fokussierung auf das Deutsche Reich in großen Teilen der Kriegsursachen-Forschung hatte andere Akteure und die gesamteuropäische bzw. globale Dimension des Kriegsausbruchs tendenziell in den Hintergrund treten lassen. Diese Lücke wurde seit Beginn der 1980er und verstärkt in den 1990er Jahren durch eine Vielzahl von Studien geschlossen, die sich entweder einzelnen kriegsteilnehmenden Staaten oder transnationalen Prozessen und Dynamiken widmeten. Und auch wenn sie zum Teil mit der These von der deutschen Hauptschuld durchaus kompatibel waren: unter dem Strich zeichneten sie ein ausgewogeneres Bild von den Zwängen und Handlungsspielräumen europäischer Politik am Vorabend des Ersten Weltkriegs⁷. Eines der Ergebnisse dieses Trends war z.B. die »Wiederentdeckung« Österreich-Ungarns als Akteur und keinesfalls vom Deutschen Reich gesteuerter Erfüllungsgehilfe in der zum Krieg führenden Eskalation auf dem Balkan⁸.

4 Vgl. zusammenfassend Stig FÖRSTER, Im Reich des Absurden. Die Ursachen des Ersten Weltkriegs, in: Bernd WEGNER (Hg.), *Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten*, Paderborn, München, Wien, Zürich 2003, S. 211–252; Holger H. HERWIG, *Why Did It Happen?*, in: Holger H. HERWIG, Richard F. HAMILTON (Hg.), *The Origins of World War I*, Cambridge 2004, S. 443–468.

5 Wolfgang J. MOMMSEN, Der Topos vom unvermeidlichen Krieg. Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914, in: Jost DÜLFER, Karl HOLL (Hg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914*, Göttingen 1986, S. 194–224.

6 Vgl. z.B. Jean-Jacques BECKER, Gerd KRUMEICH, *La Grande Guerre. Une histoire franco-allemande*, Paris 2008, S. 34–36.

7 John F.V. KEIGER, *France and the Origins of the First World War*, London 1983; Gerd KRUMEICH, *Aufrüstung und Innenpolitik in Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg. Die Einführung der dreijährigen Dienstpflicht 1912–1913*, Wiesbaden 1980; Dominic LIEVEN, *Russia and the Origins of the First World War*, London 1983; Niall FERGUSON, *The Pity of War*, London 1998; David STEVENSON, *Armaments and the Coming of War. Europe 1904–1914*, Oxford 1996; Samuel WILLIAMSON, *Austria-Hungary and the Origins of the First World War*, London 1991.

8 Vgl. auch Günther KRONENBITTER, *Krieg im Frieden. Die Führung der k. u. k. Armee und die Großmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906–1914*, München 2003.

Das Zurückschwingen des Pendels, wenn man die sukzessive Revision oder Nuancierung zentraler Positionen Fischers und seiner Schüler bis zur Jahrtausendwende so nennen will, war begleitet von der Entpolitisierung und Historisierung des Themas, das spätestens Mitte der 1980er Jahre aufhörte, ein »heißes«, moralische Leidenschaften mobilisierendes, d.h. in einem politisch-moralischen Sinne relevantes Thema zu sein. Damit entfiel eine klassische Triebfeder für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kriegsursachen. Dies blieb jedoch ohne Auswirkungen auf das historische Interesse an der Fragestellung, das, wenngleich es phasenweise zu einer gewissen Erlahmung der Debatte kam, erstaunlich stabil blieb und etwa seit dem Jahr 2000 sogar wieder zunimmt. Diese Entwicklung hat sicher etwas mit dem insgesamt (wieder) ansteigenden Interesse an der Geschichte des Ersten Weltkriegs zu tun. Auch »Jubiläumseffekte« sind insbesondere für die letzten (und zweifelsohne für das kommende Jahr noch zu erwartenden) Diskussionsbeiträge nicht von der Hand zu weisen. Die aktuelle Konjunktur von Darstellungen zum Kriegsausbruch, die im Folgenden nur höchst unvollständig behandelt werden kann⁹, lässt sich dadurch jedoch nicht hinreichend erklären. Hier kommt man nicht umhin, eine offensichtliche, intellektuelle Faszination zu konstatieren, die von der Komplexität der Julikrise ausgeht und die eine große Herausforderung nicht nur für die empirische Arbeit des einzelnen Historikers, sondern viel mehr noch für die fundamentalen methodologischen wie theoretischen Annahmen darstellt, die dem historischen Arbeiten als solchem zugrunde liegen. Wie sind unter den Bedingungen eines polyzentrischen Systems, dessen sich misstrauisch beäugende, gegeneinander rüstende, in Allianzen eingebundene aber keinesfalls in zwei festen Blöcken organisierte Akteure selber in (militärische, politische) Subsysteme mit eigenen innen- wie außenpolitischen Entscheidungslogiken und Zwängen fragmentiert waren, strukturelle Bedingungen und *human agency* zu gewichten? Nach welchen Kriterien unterscheidet man zwischen Ursachen und Auslösern, zwischen kurz- und lang- bzw. mittelfristigen Faktoren? Wie begründet man abstrakt gesprochen die größere Relevanz einiger Kausalketten gegenüber anderen, ja, wie lässt sich eine kausale *regressio ad infinitum*

9 Neben den bereits erwähnten und den zu Beginn der Miszelle genannten Arbeiten sind seit dem Jahr 2000 u.a. erschienen: Jürgen ANGELOW, *Der Weg in die Urkatastrophe. Der Zerfall des alten Europa 1900–1914*, Berlin 2010; Jean-Jacques BECKER, *L'année 14*, Paris 2004; Sean McMEEKIN, *The Russian Origins of the First World War*, Cambridge, MA 2011; Christopher CLARK, *Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers*, München 2008; John C.G. RÖHL, *Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund*, München 2008; Annika MOMB AUER, *Helmuth von Moltke and the Origins of the First World War*, Cambridge 2001; Terence ZUBER, *Inventing the Schlieffen-Plan. German War Planning 1871–1914*, Oxford 2002; David FROMKIN, *Europas letzter Sommer. Die scheinbar friedlichen Wochen vor dem Ersten Weltkrieg*, München 2005; Holger AFFLERBACH, *Der Dreibund. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg*, Wien 2002; Hans EHLERT (Hg.), *Der Schlieffen-Plan. Analysen und Dokumente*, Paderborn 2007; Stefan SCHMIDT, *Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs*, München 2009; Anscar JANSEN, *Der Weg in den Ersten Weltkrieg. Das deutsche Militär in der Julikrise 1914*, Marburg 2005; Mark HEWITSON, *Germany and the Causes of the First World War*, Oxford, New York 2004; Sönke NEITZEL, *Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900–1914*, Zürich 2002; Friedrich KIESSLING, *Gegen den »großen Krieg«? Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911–1914*, München 2002; David STEVENSON, *Cataclysm. The First World War as Political Tragedy*, New York 2005.

vermeiden? Wie lassen sich moralische Kategorien (Schuld) in diesem Zusammenhang analytisch operationalisieren? Was ist überhaupt der angemessene Analyserahmen (Maßstab)? Fragen wie diese und die Antworten, die in der Forschung auf sie gegeben wurden, machen den Komplex der Kriegsursachen des Ersten Weltkriegs zu einem spannenden Laboratorium für die Geschichtswissenschaft insgesamt und nicht zuletzt auch zu einem besonders eingängigen Beispiel, an dem sich die Standortgebundenheit historischer Forschung problematisieren lässt. Die Tatsache, dass auch annähernd einhundert Jahre nach Beginn der Kriegsschulddiskussion immer noch Bücher auf den Markt kommen können, die diametrale Positionen vertreten, wie z. B. Dieter Hoffmanns »Der Sprung ins Dunkle«¹⁰, der von einer im Voraus geplanten Entfesselung des Krieges durch eine primär deutsche Militärclique ausgeht, und Sean McMeekins »The Russian Origins of the First World War«¹¹, der die Schuld eindeutig auf russischer Seite und insbesondere in Außenminister Sergei Dmitrijevitch Sazonov einen Kriegstreiber sieht, sollte in diesem Sinne nicht Anlass sein, angesichts mutmaßlich ausbleibender Erkenntnisfortschritte in Verzweiflung zu verfallen.

Unabhängig von ihrer Positionierung in der Frage der Verantwortung für den Kriegsausbruch im Einzelfall lassen sich in der aktuellen Kriegsursachen-Forschung einige verbindende Tendenzen aufzeigen, die hier im Folgenden schlaglichtartig behandelt werden sollen. Da ist zum einen der deutliche Trend, den Handlungs- und Entscheidungsspielraum wichtiger Akteure oder Akteursgruppen (*agency*) stärker zu gewichten und damit – und das ist eine zweite eng damit verbundene Tendenz – die vielen strukturellen Erklärungsansätzen wenigstens implizit innewohnende Linearität der Entwicklung zum Krieg zu Gunsten einer stärkeren Betonung der Kontingenz der Ereignisse von 1914 zu relativieren. Nicht jeder mag in diesem Zusammenhang dem Postulat Clarks, das Attentat von Sarajevo müsse als »transformative event«¹² verstanden werden, oder der insbesondere von Holger Afflerbach vertretenen These eines »improbable war« zustimmen, unter dem Strich wird kaum jemand den heuristischen Nutzen bezweifeln wollen, den die Befreiung der Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts aus dem »teleological tunnel«¹³ eines Großteils der älteren Kriegsursachenforschung mit sich bringt. Eine dritte Entwicklung schließlich betrifft die Art und Weise, in der die Frage nach den Kriegsursachen überhaupt gestellt bzw. beantwortet wird. Hier scheint ein verstehender gegenüber einem erklärenden Ansatz weiter an Gewicht zu gewinnen. Anders gesagt, die Frage ist tendenziell weniger warum, sondern vielmehr wie es zum Ersten Weltkrieg kommen konnte. Damit scheint die Debatte weniger durch die Klärung der Schuldfrage motiviert bzw. durch die Annahme, es müsse einen klar identifizierbaren Schuldigen geben, strukturiert, als durch die grundsätzliche Bereitschaft, die Jahre vor 1914 in ihrer ganzen Komplexität und Vielschichtigkeit ernst zu nehmen. Dementsprechend setzt sich, ob in Monographien oder Sammelbänden, ein transnationaler bzw. komparativer Ansatz durch, der die zahlreichen aktuellen Studien zu einzelnen staatli-

10 HOFFMANN, Der Sprung ins Dunkle (wie Anm. 1).

11 McMEEKIN, The Russian Origins (wie Anm. 9).

12 CLARK, The Sleepwalkers (wie Anm. 1), S. 559.

13 MULLIGAN, The Origins of the First World War (wie Anm. 1), S. 227.

chen Akteuren zu einem größeren Bild zusammenzufassen sucht. Dies heißt nicht, dass die Frage nach historischer Verantwortung gar keine Rolle mehr spielt bzw. spielen wird. Clarks jüngstes Plädoyer, endgültig mit dem »blame game«¹⁴ aufzuhören, wird nicht zuletzt auch angesichts der Tatsache, dass er sich mit seiner Beschreibung vor allem der serbischen Vorgeschichte des Krieges in einen kaum zu leugnenden performativen Widerspruch verstrickt, sicher nicht unwidersprochen bleiben. Auch seine Konklusion, der zufolge alle Protagonisten der Julikrise eine »smoking gun« in der Hand halten, stellt vorerst noch – auch wenn das eine Deutung ist, die ein gewisses Momentum für sich zu haben scheint – eine relativistische Extremposition dar. Die meisten Historiker des Kriegsbeginns haben durchaus nach wie vor eine Vorstellung davon, wo in der Julikrise die Entscheidungen gefallen sind, die letztendlich zum Krieg führten, nur werden diese Entscheidungen tendenziell in größere strukturelle Zusammenhänge und zeitgenössische Deutungsrahmen gestellt und weitgehend ohne moralische Emphase analysiert.

Ein gutes Beispiel für die Tendenz, Handlungsspielräume wichtiger Akteursgruppen aufzuzeigen und damit letzten Endes für die Kontingenz wichtiger Entwicklungen vor 1914 zu argumentieren, ist Marina Sorokas dem Wirken des russischen Botschafters in London, Graf Aleksandr Benckendorff gewidmete Untersuchung »Britain, Russia and the Road to the First World War«¹⁵. In ihrer Analyse seiner die sukzessive Annäherung an Großbritannien und schließlich die erste Hälfte des Krieges umfassenden Amtszeit (1903–1916) arbeitet die Autorin den in ihren Augen großen Einfluss Benckendorffs mit all seinen *partis pris*, Idiosynkrasien und Einstellungen auf die russische Außenpolitik heraus und leistet damit nicht nur einen wertvollen Beitrag zu wichtigen Aspekten der Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs, sondern ebenfalls zu einer Sozial- und Kulturgeschichte der internationalen Beziehungen.

Die Geschichte der anglo-russischen *Détente* und schließlich *Entente*, die Soroka schreibt, ist die Geschichte eines kosmopolitischen russischen Botschafters mit besten Kontakten in die Londoner *society* und an den Zarenhof, der vom ersten Augenblick seiner Amtszeit der Maxime zu folgen schien, dass »anything less than unconditional recognition of British moral and intellectual superiority«¹⁶ als unzulässige Anglophobie einzuschätzen sei und der dementsprechend schon früh seine Lebensaufgabe darin sah, um jeden Preis – selbst wenn dies faktisch eine Aufgabe genuiner russischer Interessen beinhaltete – im Sinne einer Annäherung Russlands an das Britische Weltreich zu arbeiten. Dabei habe er einen missionarischen Eifer gepaart mit einem gerüttelten Maß an Naivität an den Tag gelegt, die bestenfalls als inkompetent betrachtet werden können und die schnell dazu geführt hätten, dass man ihn im Foreign Office nicht mehr ernst genommen hätte, was freilich nicht daran hinderte, sich seiner zu bedienen, wenn es darum ging, für britische Positionen zu werben. In den Worten Sorokas: »from 1903 to 1914 Russia did not have an ambassador in Britain so much as a cultural attaché while Britain had two ambassadors to Russia, one at St Pe-

14 CLARK, *The Sleepwalkers* (wie Anm. 1), S. 560.

15 SOROKA, *Britain, Russia and the Road to the First World War* (wie Anm. 1).

16 *Ibid.*, S. 45.

tersburg and one in London¹⁷.« In der Tat gelingt es Soroka in diesem Zusammenhang sehr überzeugend zu zeigen, in welchem Maße Benckendorff unfähig war, die britische Politik zu lesen bzw. die realen Machtstrukturen zu erkennen. So war er, wie übrigens auch »sein« Außenminister Graf Alexander Isvolsky, felsenfest davon überzeugt, dass Edward VII. die Grundzüge der englischen Außenpolitik bestimmen würde. Dieser frappierende Mangel an Verständnis für die komplexeren Entscheidungsprozesse einer konstitutionellen Monarchie, der im Übrigen schlecht zu dem liberalen Selbstbild des russischen Diplomaten passte, führte dazu, dass Benckendorff durchaus mit Erfolg versuchte, in Sankt Petersburg aus seinen guten Beziehungen zum englischen König Kapital zu schlagen. Seine große Nähe zum Königshaus war für ihn schlichtweg gleichbedeutend mit Einfluss auf die britische Politik. Dabei war es, so die These der Autorin, genau umgekehrt: es waren britische Positionen, und insbesondere diejenigen des Königs, die Benckendorff beeinflussten und z.B. dazu beitrugen, seiner probritischen Grundüberzeugung einen antideutschen *spin* zu geben. Dies führte dazu, dass Benckendorff nach Zustandekommen der Triple Entente mit großer Energie vor jeglicher und sei es noch so vorsichtiger Verständigungspolitik gegenüber dem Deutschen Reich warnte und mit großer Ausdauer den russischen Außenminister wissen ließ, dass den Beziehungen zum Empire alles unterzuordnen sei.

Dass diese Mischung aus Selbstüberschätzung und Inkompetenz nicht einfach eine Fußnote der Geschichte der internationalen Beziehungen blieb, sondern ganz im Gegenteil, so jedenfalls Soroka, im Rahmen der russisch-britischen Annäherung, als deren »godfather«¹⁸ sich der Botschafter betrachtete, verhängnisvollen Einfluss hatte, lag an verschiedenen Faktoren: zum einen ist die besondere Stellung der russischen Botschafter als vom Zaren ernannte Vertreter Russlands zu nennen. Die Botschafter – und dies galt insbesondere für Botschafter auf so strategisch wichtigen Posten wie London – waren dem Außenminister nicht eindeutig untergeordnet, sondern diskutierten mit ihm auf Augenhöhe, d.h. konnten sich – jedenfalls solange sie Rückhalt am Hof hatten – erlauben sich als eine »independent political entity«¹⁹ zu fühlen und ein Stück weit eine eigene Außenpolitik betreiben, eine Tatsache, die der Lesbarkeit der russischen Absichten wenig zuträglich war. Für Benckendorff hieß das, dass »not only he misinterpreted his information and misinformed his government, but he interfered in Russia's relations with Germany, the Balkans, Austria-Hungary and Persia«²⁰. Zweitens spielten dem Londoner Botschafter seine hervorragenden Beziehungen insbesondere zu Isvolsky in die Hände. Letzterer sah in dem älteren Benckendorff nicht nur einen wichtigen Berater, sondern auch einen Freund, mit dem er in zentralen Punkten einig war und mit dem er sich schon deswegen in sehr viel stärkerem Maße abstimmte als mit anderen Botschaftern. Drittens habe aufgrund der Tatsache, dass mit den Botschaftern Alexander Nelidov und Nikolai von der Osten-Sacken die Posten in Paris und Berlin mit älteren und gesundheitlich angeschlagenen Diplomaten besetzt gewesen seien, eine wichtige Voraussetzung dafür

17 Ibid., S. 286.

18 Ibid., S. 149.

19 Ibid., S. 212.

20 Ibid., S. 287.

gefehlt, dass Berichte und Memoranden aus anderen Ländern ein Gegengewicht zu Benckendorffs »attempts to guide Russia's political course«²¹ gebildet hätten. Dem strukturell schwachen Außenministerium in Petersburg gelang es jedenfalls nicht, den Mangel an alternativen Lageeinschätzungen durch eigene Expertise oder die Disziplinierung seines aktionistischen Botschafters auszugleichen.

Sehr überzeugend gelingt es Soroka in ihrer Darstellung, die Komplexität der russischen Entscheidungsbildung und die Bedeutung persönlichen Einflusses und individueller Faktoren in der Entwicklung der Außenpolitik des Zarenreichs in den Vordergrund zu stellen. Damit liefert sie ein starkes Argument im Sinne der Kontingenz der mittelbar zum Krieg führenden Entwicklung des Bündnissystems und bereichert unser Verständnis der Funktionsweise europäischer Diplomatie am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Was dagegen ihre Tendenz anbelangt, Benckendorff praktisch zu einem Agenten englischer Interessen zu machen, ohne dessen Einfluss das Zarenreich u.U. eine ausgewogenere und, so muss man die Autorin wohl lesen, seinen Interessen eher entsprechende Politik verfolgt hätte, so darf man skeptisch bleiben: nach dem verlorenen Krieg gegen Japan gab es zu viele Gründe für einen Ausgleich mit England, als dass man die strategische Ausrichtung der russischen Außenpolitik aus dem Wirken eines Mannes erklären kann. Hier zeigt sich exemplarisch, dass die Schwierigkeit situative und strukturelle Faktoren zusammen zu bringen, wohl eines der (bleibenden) Kernprobleme der Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs bleiben wird.

Eine in vielerlei Hinsicht konventionelle Darstellung der zur Entfesselung des Ersten Weltkriegs führenden Entscheidungen und Handlungslogiken (vorwiegend) deutscher Akteure hat jüngst Dieter Hoffmann vorgelegt²². Vor dem Hintergrund der unbestreitbaren Forderungen nach einem präventiven »Losschlagen« gegen die Entente bzw. gegen Russland vonseiten hoher Militärs – und insbesondere der Generalstabschefs Helmuth von Moltke und Franz Conrad von Hötzendorf – von 1900 bis 1914 betont er, dass in den letzten Jahren vor Kriegsbeginn die »Kriegspartei« zunehmend Einfluss auf die Außen- und Sicherheitspolitik des Deutschen Reichs gewonnen habe, und schließlich in der Julikrise die zivile Reichsleitung habe an den Rand drängen können. Die Auslösung des Ersten Weltkriegs erscheint in dieser Perspektive als Resultat des ständigen Kriegs-Lobbyings des deutschen (und k. u. k.-) Generalstabs, der nur auf einen Vorwand gewartet habe, den ersehnten Krieg endlich entfesseln zu können. Diese These ist keinesfalls neu, wie sie im Einzelnen argumentativ abgestützt wird, ist gleichwohl interessant, denn hier zeigt sich, in welchem Maße die deutsche Politik mittlerweile selbst von dezidierten Verfechtern der deutschen Hauptschuldthese als grundsätzlich defensiv ausgerichtet verstanden wird, jedenfalls in dem Sinne, dass es der Reichsleitung (wie auch der k. u. k.-Regierung) keinesfalls um territoriale Expansion ging, sondern darum, eine als bedrohlich empfundene und sich mutmaßlich aus deutscher Sicht noch weiter verschlechternde Konstellation (Einkreisung, Dynamik der russischen Entwicklung) aufzubrechen, bevor es zu spät sein würde.

Es muss kaum betont werden, dass der Erste Weltkrieg im Sinne dieser Argumen-

21 Ibid., S. 121.

22 HOFFMANN, Der Sprung ins Dunkle (wie Anm. 1).

tation kein kontingentes Ereignis gewesen ist bzw. dass lediglich der Zeitpunkt seiner »Entfesselung« als zufällig gelten kann. Auf der Suche nach einem Vorwand wäre die »Kriegspartei« früher oder später fündig geworden, das ist der Subtext des Buches. Hier scheinen jedoch Zweifel angebracht. Zum einen stellt sich die Frage, wie die unterstellte bedingungslose Kriegsabsicht mit der mangelhaften deutschen Kriegsvorbereitung bzw. der Passivität der deutschen militärischen Führung in der ersten Phase der Julikrise zu vereinbaren ist. Einen überzeugenden Beleg dafür, dass auf den sogenannten Kriegsrat vom 8. Dezember 1912 tatsächlich »auch Taten folgten«²³, bleibt der Autor jedenfalls in diesem Zusammenhang schuldig. Zum anderen bleibt etwas unscharf, was für ein Krieg da eigentlich entfesselt werden sollte. Dass ein lokaler Krieg Österreichs gegen Serbien vom Deutschen Reich als Chance gesehen wurde, im Sinne von Bethmann-Hollwegs »Ein schnelles fait accompli und dann freundlich gegen die Entente, dann kann der Choc ausgehalten werden«²⁴ Prestige und Handlungsspielraum des Bündnispartners wiederherzustellen, und daher von der Reichsleitung begrüßt wurde, ist unstrittig. Dass dies jedoch auch für den europäischen, den Weltkrieg gelten soll, ist weit weniger klar, dazu enthält das Buch zu viele Belege, die unterstreichen, in welchem Maße die Fehleinschätzung, Russland sei nicht bereit für einen Krieg und werde daher Serbien fallen lassen, für die deutschen Akteure handlungsleitend gewesen ist. Wohlgermerkt, des Risikos einer Eskalation waren sich die militärischen wie zivilen Entscheidungsträger jederzeit bewusst, und sie waren vor dem Hintergrund pessimistischer Zukunftsprognosen nicht bereit, ein derartiges *worst case scenario* um jeden Preis zu verhindern. Aber auch wenn das kausale Gewicht der in Berlin getroffenen Entscheidungen in diesem Zusammenhang zweifelsohne schwer wiegt, muss die deutsche (und österreichisch-ungarische) Risikobereitschaft im Kontext der europäischen Gesamtlage verstanden werden, in der Großmacht-Prestige und Bündnissicherung vor dem Hintergrund allgegenwärtiger Bedrohungsszenarien insgesamt ein höherer Wert beigemessen wurde als dem Erhalt des Friedens. Hier zeigen sich exemplarisch die Grenzen eines einseitigen, d.h. von vornherein lediglich einen staatlichen Akteur der Julikrise in den Blick nehmenden Ansatzes²⁵. Demgegenüber scheinen nur konsequent komparatistisch-transnational angelegte Arbeiten/Überblicksdarstellungen der Komplexität des Themas gerecht werden zu können.

Wenn man einem jüngeren Diskussionsbeitrag den Vorwurf des zu kleinen Untersuchungsmaßstabs nicht machen kann, dann sicher Christopher Clarks »The Sleepwalkers«²⁶, der in einem beeindruckenden Tour d'Horizon alle relevanten Akteure der Vorkriegszeit und der Julikrise berücksichtigt und damit eine spannende Gesamtdarstellung zum Thema liefert, die aller Voraussicht nach die Debatte der nächsten Jahre bestimmen wird. Clark, in dessen Buch man eine Verdichtung revisionistischer Arbeiten und Ansätze der letzten Jahre sehen kann, geht es darum, eine

23 Ibid., S. 147.

24 Kurt RIEZLER, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingeleitet und hg. von Karl Dietrich ERDMANN (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, 48), Neuausgabe mit einer Einleitung von Holger AFFLERBACH, Göttingen 2008, S. 53.

25 Aus den gleichen Gründen sind die Ausführungen von McMEEKIN, *The Russian Origins* (wie Anm. 9) höchst problematisch.

26 CLARK, *The Sleepwalkers* (wie Anm. 1).

Geschichte der Vorkriegszeit zu schreiben, die weniger darauf abzielt, abstrakte Ursachen (wie Nationalismus, Militarismus, Imperialismus u. a.) für den, wie man nach der Lektüre des Buches (wieder) geneigt sein könnte zu sagen: Ausbruch des Krieges zu identifizieren, als vielmehr das Hauptaugenmerk auf die Handlungen und Interaktionen bzw. den mentalen Horizont der Protagonisten auf allen Seiten zu legen und damit mit anderen Worten eine Geschichte der zum Krieg führenden Ereignisse und keinesfalls linearen Entwicklungen vorzulegen, die »saturated with agency«²⁷ ist.

»The Sleepwalkers« bietet neben einer unglaublichen Fülle faszinierender Details, die überzeugend in eine jederzeit kohärente Darstellung einfließen, einige starke Thesen, die man nicht alle teilen muss, um dem Buch trotzdem höchsten Respekt zu zollen. Da ist zum einen die relativistische Kernthese, niemand trage die Haupt- geschweige denn die Alleinschuld am Krieg. Alle europäischen Mächte hätten am Ende der Julikrise gleichsam eine »smoking gun« in der Hand gehalten, »the outbreak of the war« sei in diesem Sinne »a tragedy, not a crime« gewesen, deren Ursprung in einer »shared European culture«²⁸ zu sehen sei. Um diese Schlussfolgerungen, die der »boiling cauldron«-Metapher der Zwischenkriegszeit sehr nahe kommen, argumentativ abzustützen, bemüht sich Clark, den relativen Anteil der einzelnen Mächte an der kumulativen Entstehung einer Mächtekonstellation, in der das Attentat von Sarajevo zur Auslösung eines Weltkriegs führen konnte, aufzuzeigen. So beurteilt er etwa die Spannungen aufbauende »anti-German position« der »Grey group«²⁹ im Foreign Office insbesondere während der 2. Marokko-Krise äußerst kritisch und betont in welchem Maße die Militarisierung der Entente eigenmächtig von den (britischen) Militärs forciert wurde – Sir Henry Wilson, *Director of Military Operations* und einer der profiliertesten Fürsprecher einer militärischen Allianz mit Frankreich, wird in diesem Zusammenhang doch arg überspitzt als »Britain's own version of Austria-Hungary's Conrad and Serbia's Apis«³⁰ bezeichnet. Nicht weniger entente-kritisch ist seine Positionierung in der Frage, ob die zunehmende außenpolitische Isolation des Deutschen Reichs Folge einer sukzessiven »Einkreisung« Deutschlands durch die Entente oder einer »Selbstauskreisung« durch die aggressiv-erratische Politik des Newcomers gewesen sei. Hier tendiert Clark zu der einigermaßen originellen Einschätzung, dass die »invention«³¹ Deutschlands als Feind Englands eher ein Ergebnis als ein Grund für die britische Bündnispolitik zu verstehen sei. Nachdem die Verständigung mit Frankreich und Russland aufgrund ihrer größeren Bedeutung für die Absicherung der (afrikanischen und asiatischen) Grenzen des Weltreichs für wichtiger gehalten worden war als eine Einigung mit Deutschland, sei letzteres geradezu zwangsläufig Gegenstand des »refocusing of British anxieties and paranoia«³² geworden und vor allem deswegen und nicht oder jedenfalls nicht primär wegen seiner Provokationen gegenüber der Entente an den Rand des Systems gedrängt worden.

27 Ibid., S. XXVII.

28 Ibid., S. 561.

29 Ibid., S. 203.

30 Ibid., S. 223.

31 Ibid., S. 166.

32 Ibid.

Ähnlich kritisch wird die französische Außen- und Sicherheitspolitik gesehen, nur zwei Beispiele: 1912 habe Frankreich die »balkanization of the Franco-Russian Alliance«³³ zugelassen und damit – »one of the most important policy adjustments of the pre-war«³⁴ – an der österreichisch-serbischen Grenze einen »geopolitical trigger« geschaffen, der auf verhängnisvolle Art und Weise Russland Rückendeckung für eine aggressive Balkanpolitik verschaffte. Zum Zweiten habe die französische Regierung und insbesondere Präsident Raymond Poincaré während des Staatsbesuchs in Sankt Petersburg vom Juli 1914 Russland nicht nur ihre (notfalls militärische) Unterstützung zugesagt, sondern die russische Regierung sogar massiv ermutigt, die Gelegenheit zu nutzen, gegenüber dem Zweibund Stärke zu zeigen, ein Schritt, der in der klaren Erwartung eines österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien erfolgt sei und damit eskalierend gewirkt habe. Das Zarenreich kommt in diesem Zusammenhang nicht besser weg: die Balkanpolitik Russlands und insbesondere seine aktive Unterstützung des Balkanbundes werden als aggressiv gegen Österreich-Ungarn gerichtete Schritte kritisiert.

All dies ist nicht wirklich neu, wird hier aber doch in einer Art und Weise argumentativ verknüpft, die beeindruckt und zum Nachdenken anregt. Dennoch liegt der eigentliche Wert des Buches in diesem Zusammenhang woanders, nämlich in der stärkeren Fokussierung auf den »Balkan Entanglements« der europäischen Politik und insbesondere der Wiederentdeckung Serbiens als wichtigen Akteurs der Vorkriegsgeschichte, jedenfalls hätte dies der stärkste Teil des Buches sein können, wenn Clark sich hier nicht in einen performativen Widerspruch verstricken würde. Denn die virulente Kritik des serbischen Nationalismus und der serbischen Führung, die er anbringt, will nicht recht zu seiner Forderung passen, das »blame game« sein zu lassen. Insbesondere die Tatsache, dass er implizit der Annahme eines serbischen Sonderwegs von Mord und Totschlag von der Ermordung des serbischen Königs Alexander Obrenović 1903 (bezeichnender Weise das erste Kapitel des Buches) bis zum Massaker von Srebrenica im Jahre 1995 das Wort redet, lässt den Leser doch etwas sprachlos zurück. Das ist umso beklagenswerter, als in der Sache Clarks Argumente durchaus einiges für sich haben: auch wenn ihm der Nachweis, der serbische Ministerpräsident Nikola Pašić habe schon früh detaillierte Kenntnis von den Attentatsplänen gehabt, aber keinesfalls adäquat reagiert – vielleicht, so wird eher insinuiert als argumentiert, weil »the inkling that war was the historically necessary crucible of Serbian nationhood diminished his sense of urgency«³⁵ – nicht ganz gelingt, zeigt er doch sehr überzeugend den großen Einfluss der »Schwarzen Hand« in der serbischen Politik und die schwache Position der zivilen Regierung gegenüber den Forderungen nationalistischer Militärs. Auf einer allgemeinen Ebene plädiert Clark, sehr zu recht dafür, die Bedeutung des Balkans bzw. der Balkan-Kriege von 1912/13 und damit auch den Einfluss der regionalen Akteure auf die Eskalation der Spannungen ernster zu nehmen.

Im Sinne dieses Ansatzes ist nachvollziehbar, dass Clark sich aufseiten des Zweibundes vor allem auf Österreich-Ungarn als zentralen Akteur auf dem Balkan kon-

33 Ibid., S. 293.

34 Ibid., S. 294.

35 Ibid., S. 63.

zentriert. Dies entspricht einer Tendenz der letzten Jahre, zur Erklärung des »Kriegsausbruchs« verstärkt Wien (und Budapest) und die dort getroffenen Entscheidungen kritisch in den Blick zu nehmen. Bei Clark liest sich das allerdings ganz anders, für ihn ist die Politik des Vielvölkerstaats keinesfalls so aggressiv wie immer dargestellt, sondern im Großen und Ganzen legitimes Vorgehen gegen den von Russland angestachelten Irredentismus/Nationalismus Serbiens. Die k. u k. Monarchie erscheint damit geradezu als Stabilitätsanker Südosteuropas, dessen legitime Sicherheitsinteressen von der Entente nicht angemessen berücksichtigt worden seien. Wenngleich man ihm hier nicht in allen Punkten folgen möchte, erscheint doch die Art und Weise in der einerseits, insbesondere auf russischer Seite, das Auseinanderbrechen des Vielvölkerstaats als geschichtliche Notwendigkeit antizipiert wurde, und in der andererseits Österreich-Ungarn immer weniger als europäische Großmacht ernst genommen wurde, als einer der Gründe, die dazu führten, dass österreichisch-ungarische Forderungen gegenüber Serbien von der Entente (wie der Autor meint, zu Unrecht) von vornherein als illegitim und machiavellistisch bzw. als von Deutschland inspiriert abgetan wurden.

Clarks Darstellung der deutschen Politik in Vorkriegszeit und Julikrise ist demgegenüber weniger originell bzw. detailliert, was schade ist, da sich der Autor damit in einem Bereich zurücknimmt, den er besser kennt als irgendjemand sonst, zumal der Eindruck einer gewissen Unausgewogenheit entstehen kann. Einkreisungssyndrom und zunehmender Fatalismus gegenüber dem wachsenden Militärpotential der Entente hätten bei den deutschen Entscheidungsträgern zu einer grundsätzlichen Kriegsbereitschaft geführt, die allerdings aus Sicht der Akteure weniger eine Politik des kalkulierten Risikos als eine Strategie »that aimed to establish the true level of threat posed by Russia«³⁶ gewesen sei. Die deutsche Regierung sei bis zuletzt davon ausgegangen, dass der Krieg vermieden werden könne bzw. habe insgesamt die Brisanz der Situation zu spät verstanden. Summa summarum könne von Kalkül keine Rede sein, »the German policy-makers appeared to be struggling to stay abreast of developments«³⁷; sondern eine ganze Reihe von nicht zuletzt durch Zeitdruck und Stress induzierten Fehlern bzw. ein schlechtes Krisenmanagement hätten dazu geführt, dass die Situation weiter eskaliert sei, bis durch die russische Mobilmachung – »one of the most momentous decisions of the July Crisis«³⁸ – die Spannung auf eine neue Stufe gehoben worden und schließlich der Krieg praktisch unvermeidbar geworden sei. Ob sich diese Sicht der Dinge durchsetzt, wird die weitere Rezeption des Buches zeigen. Vorerst mag man einwenden, dass u.a. insbesondere die Darstellung der deutschen Lokalisierungs-Strategie Fragen aufwirft. Was da erklärter Maßen lokalisiert werden sollte, war schließlich nichts anderes als ein Krieg zwischen einer (wenngleich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen geschwächten) europäischen Großmacht und einer obendrein durch die Balkan-Kriege geschwächten Regionalmacht. Dass sie damit einen immanent erpresserischen Charakter hatte, scheint hier zu kurz zu kommen.

Neben der relativistischen These in Sachen Kriegsschuldfrage durchzieht eine zweite starke These Clarks Buch, nämlich die von der Kontingenz der Ereignisse.

36 Ibid., S. 419.

37 Ibid., S. 520.

38 Ibid., S. 509.

Das Attentat vom 28. Juni 1914 ist für ihn, wie bereits oben angedeutet, ein »transformative event«, d.h. ein Ereignis, dem auf dem Weg in den Krieg ein beträchtliches kausales Gewicht beigemessen werden muss. Ein Auslöser in dem Sinne, dass es ohne den von Clark meisterhaft beschriebenen europäischen Referenzrahmen nicht zum Weltkrieg hätte kommen können, aber keinesfalls ein beliebig austauschbarer Vorwand, den man wenn nicht im Sommer 1914 dann jederzeit später hätte finden können, dazu waren die Schockwellen, die die Nachricht der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau insbesondere in Österreich-Ungarn warfen, zu stark, dafür auch die Dynamiken, die sie in Gang setzten, zu spezifisch. Mit anderen Worten, wäre das Attentat aus welchen Gründen auch immer gescheitert, so hätte aus Clarks Sicht ein europäischer Krieg mit großer Wahrscheinlichkeit schlicht und einfach nicht stattgefunden.

Diese Argumentation übernimmt Teile der »Improbability-These«, also der These, der zufolge der Ausbruch eines großen Krieges im Sommer 1914 vollkommen unwahrscheinlich war und u.a. genau deswegen wahrscheinlicher wurde, weil sich die meisten Akteure zu sicher waren, dass es nicht zum Krieg kommen würde. Diese Interpretation der Vorkriegszeit und insbesondere der Julikrise, die insbesondere von Holger Afflerbach vertreten wurde und wird³⁹, ist zweifelsohne einer der wichtigsten und meistdiskutierten Diskussionsbeiträge der letzten Jahre und hat einiges dazu beigetragen, den historiographischen Blick auf die Vorkriegszeit aus der teleologischen und anachronistischen Fixierung auf den »Kriegsausbruch« zu befreien und die nach den Maßstäben der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts erstaunliche Stabilität des internationalen Systems vor 1914 als integralen Bestandteil des Erfahrungsraumes der handelnden Personen ernst zu nehmen. Unwidersprochen blieb jedoch auch diese These nicht. Der von Afflerbach und David Stevenson erstmals 2007 aufgelegte und 2012 in neuer Auflage erschienene Sammelband »An Improbable War?«⁴⁰ führt Argumente von Fürsprechern und Kritikern zusammen und bietet eine spannende Momentaufnahme der Diskussion. Damit ist klar, dass es den Herausgebern mitnichten darum geht, einen Sammelband vorzulegen, dessen Beiträge eindeutig im Sinne der »Improbability« argumentieren, sondern darum, einen möglichst ausgewogenen Überblick über für die Fragestellung relevante Themenfelder zu geben. In den verschiedenen thematischen Sektionen, die sich an ausgewählten Beispielen den Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen der militärischen und zivilen Entscheidungseliten, dem kausalen Gewicht des Wettrüstens, den Kriegserwartungen der öffentlichen Meinung, kulturellen Rahmenbedingungen und schließlich der außereuropäischen Wahrnehmung eines europäischen Krieges widmen, kommen u.a. auch namhafte Experten zu Wort, die die Ausgangsfrage klar verneinen. Dies ist z.B. der Fall von John C.G. Röhl, der einen großen europäischen Krieg aufgrund der hochgradig aggressiven Kriegspolitik der deutschen Regierung mit Kaiser Wilhelm II. an der Spitze für nicht nur wahrscheinlich, sondern für praktisch unausweichlich hält. Paul W. Schroeder positioniert sich ähnlich reserviert, wengleich nicht aus intentionalistischen, sondern aus strukturellen

39 Holger AFFLERBACH, Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1994; AFFLERBACH, Der Dreibund (wie Anm. 9).

40 AFFLERBACH, STEVENSON (Hg.), An Improbable War? (wie Anm. 1).

Gründen: in seinen Augen waren um 1898 einsetzende tiefgreifende Verschiebungen im internationalen System – die zunehmende Akzeptanz imperialistischer (sozialdarwinistischer) Konkurrenzlogiken auch innerhalb des europäischen Konzerts – dafür verantwortlich, dass Österreich-Ungarn als Großmacht zunehmend weniger zählte (oder nur noch als verlängerter Arm des Deutschen Reichs ernst genommen wurde) und so sehr unter Druck geriet, dass es schließlich, in die Enge getrieben, eine selbstmörderische »Flucht nach vorne«, d. h. in den Krieg antrat. Auch Ute Frevert, um ein letztes Beispiel zu nennen, unterstreicht in ihrem Beitrag zur Handlungsrelevanz europaweit geteilter männlicher Wert- und Ehrvorstellungen, die auf dem Höhepunkt der Julikrise eine Vermittlung zwischen den Mächten signifikant erschweren, sozialmoralische Strukturen, die eher auf eine europäische Anfälligkeit für kriegerische Eskalation hindeuten.

Letztlich vertreten wohl nur zwei Beiträge des Bandes, jene von Holger Afflerbach und Friedrich Kießling, die »Improbability-These« im engeren Sinne. Samuel L. Williamsons Darstellung der österreichisch-ungarischen Politik vor und nach der Ermordung des Thronfolgers vertritt zwar ebenfalls die Auffassung, dass ein Krieg im Sommer 1914 hochgradig unwahrscheinlich war, doch gilt dies für ihn nur bis zum Attentat. Die tödlichen Schüsse von Sarajevo verändern in seinen Augen die Ausgangslage dramatisch, so dass seit dem 28. Juni ein Krieg als weitgehend unausweichlich erscheint. Und auch die interessanten Beiträge von Frederick R. Dickinson und Fraser J. Harbutt zu den japanischen und amerikanischen Reaktionen auf den »Kriegsausbruch« zeigen sicher vorzüglich, dass die außereuropäische Öffentlichkeit vollkommen überrascht war und es nicht fassen konnte, mit welcher Rasanz die Situation eskalierte, erlauben damit jedoch nur sehr bedingt Rückschlüsse auf den Erwartungshorizont der europäischen Zeitgenossen und noch weniger der europäischen Entscheidungseliten.

Was sind nun die Argumente für den »Topos of Improbable War«, wie Afflerbach seinen Aufsatz in Anlehnung an Wolfgang J. Mommsens berühmten Beitrag zum »Topos des unvermeidlichen Krieges« nennt? Beiden, Kießling wie Afflerbach, geht es letztlich darum, die letzten Vorkriegsjahre in ihrer Offenheit und Kontingenz ernst zu nehmen und sich gegen die Annahme einer strukturalistischen oder intentionalistischen zum Krieg führenden Linearität der Ereignisse auszusprechen. Das mag man mittlerweile für selbstverständlich halten, doch genau das zeigt letzten Endes vor allem, dass ihre Arbeiten Gehör gefunden haben; 2007, zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens des Buches, war das nämlich noch nicht unbedingt der Fall. Ausgangspunkt der Argumentation Afflerbachs ist der in der Tat nicht zu dem Bild eines sich nur von Krise zu Krise hangelnden Kontinentes passende Befund, dass für viele Zeitgenossen in der Rückschau die Jahre vor 1914 ein goldenes Zeitalter der Sicherheit darstellten. Und nicht nur retrospektiv – also vor dem Hintergrund der Erfahrungen eines schrecklichen Krieges – sondern ganz bis zuletzt habe bei zivilen wie militärischen Entscheidungsträgern die Überzeugung überwogen, dass es nicht zu einem großen europäischen Krieg kommen würde. Am Beispiel der Verhandlungen zur Erneuerung des Dreibundes im Dezember 1912, also nach der 2. Marokko-Krise, die klassischer Weise als entscheidende Beginn der Vorkriegszeit im eigentlichen Sinne betrachtet wird und die auch für Wolfgang J. Mommsen den Beginn eines »Kults der Unvermeidlichkeit« markierte, und während des Ersten Balkankrieges,

zeigt er, dass Deutschland, Italien und Österreich-Ungarn dem Gedanken eines europäischen Krieges keine besondere Aufmerksamkeit schenkten, sondern alle ein derartiges Szenario für äußerst unwahrscheinlich hielten. Die jüngste Marokko-Krise bzw. ihre friedliche Lösung wurde sogar z.T. als ein Indikator gesehen, wie sehr die Aversion gegenüber kriegerischen Abenteuern (zwischen Großmächten) gestiegen sei, eine Schlussfolgerung, die bekanntlich auch Kurt Riezler in seinem Buch »Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart« noch im Frühjahr 1914 teilte und die Möglichkeit einer »Politik des kalkulierten Risikos« aus ihr ableitete. Auch die Militärs, deren rekurrente Forderungen nach einem Präventivkrieg nach klassischer Lesart als Anzeichen für eine sich verschlechternde Sicherheitslage gesehen werden, hätten diese Sicht der Dinge weitgehend geteilt. Bellizistische Klassiker wie z.B. Friedrich von Bernhardis »Deutschland und der nächste Krieg« von 1912 müssten vor diesem Hintergrund eher als das sprichwörtliche Pfeifen im Walde denn als Ausdruck der Überzeugung, der nächste Krieg stünde tatsächlich bevor, verstanden werden. Mit einem ähnlichen *spin* interpretiert Afflerbach auch die systematischen Kriegswarnungen der Arbeiterbewegung, »the only faction in pre-1914 Europe that did not seem to share [the] common belief in the improbability of a Great War«⁴¹: auch die Sozialisten hätten den »großen Kladderadatsch« (August Bebel) nicht für möglich gehalten, sondern lediglich auf eines ihrer wichtigsten und effektivsten Argumente in der politischen Auseinandersetzung nicht verzichten wollen. Wie sonst sei es zu erklären, dass sie vom Krieg genau so überrascht wurden wie alle anderen auch und dass ein Jean Jaurès noch am 30. Juli die Meinung vertreten konnte, alles werde wieder so kommen wie nach Agadir, alles werde sich arrangieren?

In den Worten Jaurès' scheint der »topos of repeatedly avoided war«⁴², der Topos des vermiedenen Krieges, durch, den Kießling in den Mittelpunkt seiner Analyse des Stellenwerts der Détente in den Großmachtbeziehungen vor 1914 stellt. Zentral für ihn ist das Verständnis des internationalen Systems als ein »unstable system of blocs«⁴³, d.h. als ein System, das viel offener und dynamischer war, als gemeinhin angenommen, und das sich sozusagen immer wieder neu habe konstituieren müssen. Détente, d.h. Annäherung oder Entspannung zwischen zwei, verschiedenen Bündnissen angehörenden Mächten war jederzeit möglich, ja schien phasenweise, wie z.B. die deutsch-britische Détente in den Jahren 1911–1913 zur Geschäftsgrundlage des ganzen Systems zu werden, indem sie das Kriegsrisiko beträchtlich minderte und im Falle der Balkankriege Vermittlungsinitiativen des europäischen Konzerts ermöglichte. Die Möglichkeit von Détente war jedoch, wie überzeugend argumentiert wird, eine zweiseitige Angelegenheit, denn sie beinhaltete zugleich für jeden Akteur ein gewisses Maß an Ungewissheit hinsichtlich der Absichten der Bündnispartner und erhöhte damit die »instability and nervousness in Europe«⁴⁴. Aus Détente konnte schließlich im Prinzip jederzeit eine systemverändernde Entente werden. Die Notwendigkeit, sich jederzeit seiner Allianz zu versichern, leistete in diesem Sinne ihren Beitrag zur hohen Priorität des Bündniserhalts für die

41 Ibid., S. 173.

42 Ibid., S. 189.

43 Ibid., S. 191.

44 Ibid.

europäischen Regierungen im Sommer 1914. Darüber hinaus – und hier argumentiert Kießling ähnlich wie Afflerbach – habe die Erfahrung der vermiedenen Kriege auf deutscher Seite zu der Erwartung geführt, auch die Julikrise würde sich friedlich beilegen lassen und damit eine Risikopolitik ermöglicht, die katastrophal endete.

Zweifelsohne leisten die in den besprochenen Aufsätzen zusammengefassten Arbeiten Afflerbachs und Kießlings einen wichtigen Beitrag zur Kriegsursachen-Forschung. Die Jahre vor 1914 und insbesondere die Entscheidungsprozesse der Julikrise erscheinen durch die *Topoi* vom unwahrscheinlichen und vermiedenen Krieg komplexer und widersprüchlicher, der »Kriegsausbruch« insgesamt kontingent, auch wenn in diesem Punkt Afflerbach sicher weiter geht als Kießling, für den die machtpolitische Instrumentalisierung von Entspannungsinitiativen und -erfahrungen integraler Bestandteil des diplomatischen »Spiels« war. Was daraus jedoch schlussendlich für die Frage nach der Verantwortung für den Krieg folgt, erscheint weniger eindeutig, wie Afflerbach selbst zugibt. Wenn aus der Akzeptanz der *Improbable War-These* ein besonderes kausales Gewicht der (Fehl-)Entscheidungen der insbesondere deutschen und österreichischen Regierungen im Juli 1914 folgt und damit »individual failures« und »grave professional mistakes«⁴⁵ in den Vordergrund treten, so bleibt damit die Frage offen, wie sich das in der Tat mit schweren Mängeln behaftete Krisenmanagement zu einer europäischen oder auch spezifisch deutschen Kultur verhält. In diesem Sinne wird die Diskussion um das Verhältnis von prinzipiell überdeterminierten individuellen Entscheidungen/Handlungen in der Julikrise und dem sozialen und kulturellen Rahmen, in dem sie eingeordnet werden müssen, sicher weitergehen.

Die These des »*improbable war*« kann in gewisser Weise als Versuch gesehen werden, auf die Herausforderung zu reagieren, die die radikale Infragestellung der lange Zeit unhinterfragt akzeptierten Deutung einer gesamteuropäischen Kriegsbegeisterung im Sommer 1914 durch eine Vielzahl von Arbeiten⁴⁶ auch für gängige Interpretationen der Kriegsursachen darstellte. Denn wenn überzeugend gezeigt werden konnte, dass die überwältigende Mehrheit der Zeitgenossen Mobilmachung und schließlich Kriegserklärung viel ambivalenter aufnahmen als lange Zeit gedacht und dass auf jeden Fall Überraschung bzw. Schock die vorherrschenden Gefühle waren, dann wirft dies zwangsläufig ein anderes Licht auf die Vorkriegsjahre, es sei denn, man wollte von vornherein die Zeitgenossen und ihre Zukunftserwartungen als naiv oder uninformiert abtun.

In seinem »*Dance of the Furies. Europe and the Outbreak of World War I*«⁴⁷ setzt der amerikanische Historiker Michael S. Neiberg die Reihe von Untersuchungen zum Kriegseintritt fort. Auf Grundlage von Briefen, Tagebüchern und Pressezeugnissen zeichnet er das Bild eines Kontinents, dessen Bewohner keinesfalls einen Krieg erwarteten, geschweige denn herbeiwünschten, ihn letzten Endes aber akzep-

45 Ibid., S. 172.

46 Z. B. Jeffrey VERHEY, *The Spirit of 1914. Militarism, Myth and Mobilization in Germany*, Cambridge 2000; Jean-Jacques BECKER, *1914. Comment les Français sont entrés dans la guerre*, Paris 1977.

47 NEIBERG, *Dance of the Furies* (wie Anm. 1).

tierten, da sie überzeugt waren, einen Verteidigungskrieg zu führen, der nicht lange dauern würde. Auch für Neiberg steht in diesem Zusammenhang fest, dass die Abfolge von Krisen in den Jahren 1905–1914 die europäische Öffentlichkeit eher von der Stabilität und friedenserhaltenden Wirkung des europäischen Bündnissystems überzeugt hatte, als ihr ein Gefühl der Bedrohung oder gar der existenziellen Gefährdung des Friedens durch einen europäischen Krieg zu vermitteln. Wohlgermerkt, die Entscheidungseliten interessieren ihn nicht weiter, von daher ist seine Untersuchung nicht als Plädoyer für die Bedeutung des Topos des »improbable war« in einem starken, d.h. die »select group of perhaps a dozen men«, die den Krieg wollte oder »stumbled incompetently around a situation that they thought they could control until it was too late«⁴⁸ betreffenden Sinn zu verstehen. Dennoch bieten seine transnationale Geschichte des Kriegseintritts 1914 und insbesondere die Betonung der frappierend ähnlichen, Ländergrenzen transzendierenden Reaktionen auf den subjektiv wie ein »clap of thunder in the summer sky«⁴⁹ empfundenen Beginn des Krieges genug Material, das auch eine derartige Lesart nahe legt.

Es soll nicht verschwiegen werden, auch wenn uns dies etwas vom thematischen Fokus dieser Miszelle zu entfernen droht, dass der Wert des Buches von Neiberg sich nicht in der detailreichen und inspirierenden Darstellung des genannten Aspektes erschöpft. Anders als viele Darstellungen zum Juli/August 1914 hört seine nicht Ende August bzw. allgemeiner mit der Abfahrt der Truppen an die Front auf, sondern versucht auch eine Antwort auf die Frage zu finden, wie es angesichts der diagnostizierten Friedfertigkeit der überwiegenden Mehrheit der Zeitgenossen zu erklären ist, dass ein vierjähriger Abnutzungskrieg insbesondere an der »Westfront«, wenn man die letzte Phase des Krieges ausnimmt, im Großen und Ganzen ohne massive Auflösungserscheinungen geführt werden konnte. Neibergs Antwort ist hier insofern weiterführend, als sie stärker als dies vielleicht bislang der Fall war, die große Bedeutung der Erfahrung der ersten Kriegsmonate für den Durchhaltewillen der Soldaten auf allen Seiten betont. Sicher habe sich nach dem blutigen Scheitern der Kriegspläne bei den Soldaten auf der einen Seite relativ schnell eine gewisse Desillusionierung bezüglich der Dauer und der zu erwartenden Kosten des Krieges eingestellt. Auf der anderen Seite hätten jedoch die hohen Opferzahlen der ersten Monate – auf das Jahr hochgerechnet war 1914 das Jahr mit den höchsten Verlusten – jedenfalls für die deutsche und französische Armee, sowie die mutmaßlich und tatsächlich vom Feind begangenen Kriegsverbrechen die Motivation der Truppen stabilisiert und zu einer »new bitterness and hatred«⁵⁰ geführt, die noch Anfang August unvorstellbar gewesen wären. Wenn der Krieg vom Ende 1914 auch noch nicht der Krieg von 1916 war, so war er doch auch schon lange nicht mehr der Krieg, in den die nach Millionen zählenden Heere der europäischen Mächte im August 1914 zu ziehen meinten. Hier wird zurecht auf die zerstörerische Eigendynamik kriegerischer Gewalt und die nur geringe Halbwertszeit von Kriegsbildern und -erwartungen in der reaktiven Mechanik von Gewalt und Gegengewalt verwiesen.

48 Ibid., S. 234.

49 Ibid., S. 10.

50 Ibid., S. 179.

Das Thema der Kriegsbilder bietet einen guten Einstieg in das letzte zu besprechende Buch, William Mulligans »The Origins of the First World War«⁵¹. Denn Mulligan schafft in seiner wunderbar zurückhaltend argumentierenden Untersuchung etwas, was in der übrigen Literatur zum Kriegsbeginn tendenziell zu kurz kommt: er berücksichtigt, jedenfalls so weit dies auf Grundlage der vorliegenden Arbeiten zum Thema möglich ist, die den Erwartungshorizont der Militärhierarchie strukturierenden Kriegserwartungen. Und diese waren, wie Mulligan im Rückgriff insbesondere auf Förster und Kronenbitter zeigt, weitaus realitätsnäher und weniger naiv, als die Forschung lange hat glauben wollen. Die konkreten Vorbereitungen auf einen kurzen Krieg (z.B. Schlieffen-Plan) seien weniger auf eine unreflektierte Illusion eines kurzen Krieges zurückzuführen, sondern müssten als komplexere Antwort auf die Erkenntnis verstanden werden, dass der moderne Krieg zwangsläufig das Potential hatte, sich zu einem lang anhaltenden Volkskrieg zu entwickeln. Um ihn kurz zu halten, beabsichtigte man so schnell wie möglich und so massiv wie möglich anzugreifen; gerade weil (und ausdrücklich nicht obwohl) man wusste bzw. in den »Vorkriegs-Kriegen« (Burenkrieg, Russisch-Japanischer Krieg, Balkankriege) gesehen hatte, dass sich Schlachten hinziehen konnten, war man der Meinung alles auf die Offensive setzen zu müssen.

Diese partielle Luzidität, die die Generalstäbe aller Seiten freilich nicht daran hinderte, Krieg trotz einer zum Teil apokalyptischen Sicht als heroisch-männliche Bewährung und sozialdarwinistischen Ausleseprozess zu begrüßen, ist wichtig, denn sie bildet die Hintergrundfolie für die sich in der öffentlichen Meinung durchsetzende Erkenntnis, dass Krieg ein Übel sei, das man verhindern müsse, und passt damit letztlich wohl besser zum Topos des unwahrscheinlichen bzw. vermiedenen Krieges als zum unvermeidbaren Krieg.

Es verwundert daher nicht, dass Mulligan sich in vielen Punkten den Vertretern der Improbable-War-These anschließt, »much of this book has suggested that a general war was not an inevitable, or even a probable, outcome of international rivalries before 1914«⁵², und den Fokus immer wieder auf die stabilisierende Wirkung des europäischen Konzerts legt, dem es immerhin gelungen sei, die »second longest period of peace between the great powers«⁵³ seit Mitte des 17. Jahrhunderts zu gewährleisten, ein »striking achievement«⁵⁴, das nicht weniger Erklärung verdiene als die Kriegsursachen im engeren Sinne. Auch nach dem Attentat sei der Krieg nicht unausweichlich gewesen. Erst »a series of decisions, none of which individually was motivated by a desire for war, but all of which consciously risked a general war«⁵⁵, habe schlussendlich zum Eintritt Europas in den Krieg geführt. Was ist damit der Status des Attentats in der zum Krieg führenden Kausalkette? Es ist klar, dass die Ermordung des Thronfolgers für Mulligan nicht einfach einen beliebigen Vorwand zum Krieg darstellt, dafür veränderte der 28. Juni die Ausgangsvoraussetzungen zu stark, nicht zuletzt dadurch, dass ausgerechnet der einflussreichste Fürsprecher einer

51 MULLIGAN, *The Origins of the First World War* (wie Anm. 1).

52 *Ibid.*, S. 227.

53 *Ibid.*, S. 90.

54 *Ibid.*

55 *Ibid.*, S. 223.

friedlichen Balkanpolitik Österreich-Ungarns den Kugeln des Attentäters Gavrilo Princip zum Opfer fiel. Zweitens betont Mulligan, dass sich der Anschlag fatalerweise zu einem Zeitpunkt ereignete, an dem »leaders in three capitals, Vienna, St Petersburg, and Berlin, were least disposed to the preservation of peace«⁵⁶. In Mulligans Augen ist dieser Mangel an einem unbedingten Willen, den europäischen Frieden zu erhalten, jedoch nicht als irreversibel oder stabil anzusehen. Sich abzeichnende Verschiebungen im Allianzsystem, z.B. die sich abzeichnende Verschlechterung der britisch-russischen Beziehungen in Zentralasien, die erfolgreiche Zusammenarbeit Deutschlands, Frankreichs und Englands im Osmanischen Reich, die Verlangsamung des Wettrüstens etc., hätten mit einiger Wahrscheinlichkeit dazu führen können, dass sich die Situation kurz- und mittelfristig entspannt hätte. In diesem Sinne ist der »Ausbruch« des Ersten Weltkriegs auch für Mulligan bis zu einem gewissen Grade Resultat einer unglücklichen Verkettung von Umständen.

Dies ist jedoch nur ein Teil der Geschichte, denn so eindeutig positioniert sich Mulligan keinesfalls am oberen Ende einer imaginären Kontingenz-Skala. Denn er identifiziert klare systemische Tendenzen, die ab 1911 vor allem aber ab 1913, eine Eskalation wahrscheinlicher werden ließen und die Bedingung der Möglichkeit waren, dass letztlich kontingente Ereignisse wie das Attentat von Sarajevo sich so verhängnisvoll auf die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts auswirken konnten. Während die 2. Marokko-Krise zweifelsohne den Rüstungswettkampf der europäischen Mächte verschärfte, die Konsolidierung der Allianzen katalysierte und dazu führte, dass erstmals seit längerer Zeit ein europäischer Krieg wieder für möglich gehalten wurde, so war sie doch zugleich auch Ansporn »to improve crisis management and to ease the tensions that had built up since the formation of the blocs«⁵⁷. Resultat war eine deutsch-englisch Détente, »one of the most important developments in the international system after 1911«⁵⁸, die ein blockübergreifendes Krisenmanagement und damit den Erhalt des europäischen Konzerts durch verschiedene Krisen hindurch (Libyen-Krieg, Balkankriege, Liman-von-Sanders-Krise) ermoglichte. Ähnlich wie für Clark ist die folgenschwerste unmittelbare Folge der 2. Marokko-Krise jedoch auch für Mulligan die italienische Landung in Tripolis, die wiederum die Balkan-Kriege auslöste. Damit kehrten die Krisen nach Südosteuropa zurück, wo die Gefahr vitaler Interessenkonflikte deutlich gr o er war als an der Peripherie. Und erst die Erfahrungen, die in diesem Zusammenhang, insbesondere im 2. Balkan-Krieg, und in den Monaten danach gemacht wurden, hätten zu einer Verhärtung der österreichisch-ungarischen, russischen und schließlich deutschen Position und damit mittelbar zu jener Konstellation des Sommers 1914 geführt, in der Frieden um jeden Preis keine Option war. Es ist hier nicht der Ort, ins Detail zu gehen, darum nur ganz kurz: Österreich-Ungarn, das stärker vom Ausgang der Balkan-Kriege betroffen war als alle anderen Großmächte, verlor das Vertrauen in das europäische Konzert und seine Fähigkeit, die Balkanstaaten zu kontrollieren und ging zunehmend unilateral und unter Androhung militärischer Gewalt vor (Ultimatum an Serbien vom 18. Oktober 1913), um seine Interessen zu wahren. Russland sah

56 Ibid., S. 226.

57 Ibid., S. 74.

58 Ibid., S. 78.

seinen Großmacht-Status durch die Liman-von-Sanders-Krise in Gefahr und schlug daraufhin einen unnachgiebigeren Kurs gegenüber Deutschland und Österreich-Ungarn ein. Und die deutsche Regierung, der die Fragilisierung der Stellung ihres wichtigsten Bündnispartners durch die Balkankriege nicht egal sein konnte, und die seit 1911 stark auf den Ausgleich mit England gesetzt hatte, reagierte im Mai 1914 schockiert auf das Bekanntwerden von Verhandlungen über eine eigentlich belanglose britisch-russische Marinekonvention. Das Vertrauen des Kanzlers in »Britain's ability to restrain Russia and France«⁵⁹ schwand und die Stabilisierung Österreich-Ungarns erhielt eine höhere Priorität. In den Worten Mulligans: »By June 1914, the leading statesmen of three powers had decided that they needed to adopt a more assertive approach in defence of their vital interests«⁶⁰.« Die Verteidigung dieser Interessen war jedoch zunehmend inkompatibel mit dem Erhalt des Friedens, und genau hier liegt laut Mulligan »the fundamental weakness of the international system on 28 June 1914«⁶¹.

Von allen jüngeren Überblickswerken zu den Kriegsursachen ist Mulligans jederzeit ausgewogen und überlegt argumentierende Darstellung vielleicht die beste. Mit ihrer Übernahme revisionistischer Deutungen insbesondere was die deutsche Kriegsschuld anbelangt und ihrer positiven Positionierung zu jüngeren produktiven Thesen wie vor allem der *Improbable War*-These spiegelt sie wichtige Tendenzen der Kriegsursachen-Forschung der letzten fünf Jahre wider, ohne ins Extreme zu schlagen. Es sollte niemanden überraschen, wenn sich herausstellte, dass Mulligan hier mit seiner Interpretation des letzten Jahrzehnts vor 1914 die Grundzüge eines neuen Konsenses in Sachen Kriegsschuldfrage vorgelegt hat. Doch ob es soweit kommt, werden erst die nächsten Jahre zeigen. Vorerst bleibt vor allem festzuhalten, dass in der Bewertung des »Kriegsausbruches« aktuell kurzfristige Faktoren eine größere Aufmerksamkeit erfahren als langfristige und das die Betonung von Agency und (einem gewissen Maß an) Kontingenz den gemeinsamen Nenner (fast) aller jüngeren Diskussionsbeiträge darstellen. Der Trend geht im Augenblick (wieder) ein bisschen in die Richtung von Pierre Renouvins berühmter Sentenz aus der Zwischenkriegszeit »Une guerre ajournée, c'est souvent une guerre évitée«⁶², oder in anderen Worten: großer Krieg, kleine Ursachen.

59 Ibid., S. 90.

60 Ibid., S. 91.

61 Ibid.

62 Pierre RENOUVIN, *Les origines immédiates de la guerre*, Paris 1925, S. 16.